

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

191 (19.8.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 67

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 67.

Karlsruhe, Donnerstag den 19. August 1909.

29. Jahrgang.

Am Mummelsee.

Ad. Mah schreibt in der „Volksstimme“: Ich habe schon oft den Mummelsee besucht. Seit jenem ersten Male, wo ich in jungen Tagen mich erwartungsvoll ihm nahte und er im poetischen Zauber der Sage mit seinen Lilien einen starken, kalten und doch wunderschönen Anblick mir bot. Aber zwischen beiden Bildern liegt mir der Mummelsee in seiner wunderbaren Poesie der Natur, der tannenumrauschte, sonnenbeglänzte Bergkessel mit seinen braunen Wassern, in welche die Schatten der Ufer sich tauchen, und mit seiner tiefen, Frieden spendenden Einsamkeit.

Und dieses Bild war vor zwanzig Jahren noch ungeändert, wo der Fremdenstrom sich noch nicht in solcher Breite über unsere Berge ergoß, und wo auch am Mummelsee noch kein Hotel zu finden war. Da steckte in den Tannen des Ufers ein niederes, altersgraues Häuschen wie für einen Einsiedler oder den Fischer, der hier seine Netze werfen wollte. Aber der See hat ja keine Fische. Und vor dem Häuschen waren zwei Röhre angebunden, vielleicht war auch nur der eine benutzbar, und man konnte in den stillen, tiefen, geheimnisvollen Wassern die Strudel ziehen, und ein Wissender konnte auch hinüber zur Quelle fahren und seinen Durst am klaren Bergwasser stillen. In jene Tage zauberischer Poesie scheint mir heute das Häuschen wehmütig versunken, wenn es hinter dem Anstichtspforten gestellt hervor, von dem es fast zugedeckt wird, mit träumerischen Augen zu mir herüberlugt.

Wir waren eine Schar halbwüchsiger Burschen, in einem Alter, wo „erste Liebe und Freundschaft“ in uns aufsteigt. Da liegt die Poesie noch auf allen Wegen. Wir kamen von Allerheiligen her, wo wir die prächtigen Wasserfälle genossen hatten und wo ein klarblauer Himmel die wunderbare Schönheit dieses Fleckchens Erde um zu Herzen gebracht hatte. Es ist zu schade für das Plätzchen, wenn man es im Regen haben muß! Auf dem Ruhstein hatten wir uns ausgeruht, zum Keil im Feuer, denn auch hier gings damals noch kleiner her wie heute, und der Morgen traf uns schon ziemlich früh am Mummelsee. Tiefe Stille. Wir waren die einzigen da oben und wir genossen eine Weile des Morgenfriedens am Bergwaldsee. Da kamen mir die prächtigen Berge des unglücklichen Leuthold in den Sinn, die wenige Jahre zuvor zum ersten Male die Welt entzückt hatten:

Wie bist du schön, du tiefer blauer See!
Es jagt der laue West, dich anzuhängen,
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee
Wagt schüchtern aus der stillen Flut zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angelhahn,
Kein Nachen wird auf deinem Spiegel gleiten;
Wie Gorgefang der feiernden Natur
Mauscht nur der Wald durch diese Einsamkeiten.

Waldrosen streu'n dir ihren Weihrauch aus
Und würzige Tannen, die dich rings umragen,
Und die wie Säulen eines Kempelbaus
Das wolkenlose Blau des Himmels tragen.

Und auch der schöne Schluß:
Einst kamt' ich eine Seele, erst, voll Ruh',
Die sich der Welt verschloß mit sieben Siegeln,
Die, rein und tief, geschaffen schien wie du,
Nur um den Himmel in sich abzuspiegeln.

Aber Jugendmut kommt doch heraus! Das Hallo durchbrach die Morgenstille und hallte die Bergwand hin, die hinter kamen heraus, und wir strebten mit ungeführten Schlägen, die bald dem, bald jenem von der Fülle des feuchten Elements eine Ladung zuteil werden ließen, der Seemitte zu. Es war eine lustige Gesellschaft! Scherz und

Neckerei, viel fröhliches Lachen, reine, unschuldige Lebensfreude! Wenn blieben solche Stunden ungetrübt den Jugendglücks nicht ewig in dankbarer Erinnerung? Und als wir schieden, ertönte zu den nahen Waldbängen der Horngründe hinauf das alte schöne Lied: Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? Wohl den Meister will ich loben, so lang' noch mein' Stimm' erthallt! — Wenn ich jetzt wieder da oben bin und sehe die Röhre, so zieht es mich jedesmal, meinen Begleiter mit mir hinein, aufzuführen in den wunderbaren, stillen Frieden der dunkeln Wasser. Da zieht langsam wie der Kanal durch die dunkeln Fluten ein glücklicher Jugendtag durch meine Erinnerung hin.

Schon habe ich den Mummelsee oft gesehen, vielleicht in schönerer Stimmung noch; denn bei jenem ersten Besuch sank ein liebes Phantasiebild, wie es die Sage in mir vom See hatte entziehen lassen, hinab zu den Toten. Und auch selbst solches Scheiden tut weh. Reifer kam ich wieder hin, fähiger, die Sprache der Natur zu verstehen. Aber es ist ein besonderer Reiz um die Jugend.

Es verflossen Jahre, bis ich ihn wieder sah. Den Schwarzwald, meine Heimat, hatte ich mit der Fremde vertauscht, denn inzwischen war ich zu „Amt und Würden“ gekommen. Und als dieses Amt endlich einmal so viel Spargroschen abwarf, da sah ich auch den Mummelsee wieder. Mit einem guten Freunde nahte ich mich ihm, vom Kniebis her über den Ruhstein kommend, nach einem wenig anstrengenden Marsch, so gegen fünf Uhr des Abends. Jetzt aber war ein Hotel da oben entstanden, und wenn wir auch zunächst über dieses Eindringen der Kultur in das Bergidyll nicht erbaut waren, so fanden wir uns eben doch mit der Tatsache ab und suchten auch der veränderten Sachlage Nutzen abzugewinnen. Der Verkehr war mäßig, und als wir im Freien da zwischen Hotel und See am Keetisch saßen und die Ruhe der Gegend so wohlthuend sich über uns legte, und als unser Auge zufrieden bald auf der Fläche des Sees lag, bald am tannenbewaldeten Berghang ruhte und das Klauschen der Tannen das Waldgefühl in uns vollkommen machte, da hatten wir den Wunsch, diesen Waldfrieden des scheidenden Tages ganz zu genießen und hier unser Nachquartier aufzuschlagen. Nachdem wir mit dem Wirt geredet hatten — und damals soll es gut gewesen sein, wenn man redet —, waren wir über ein Dachzimmerchen einig. Und als lange schon die dunkeln Schatten sich niederzulassen begonnen hatten, lagen wir beiden in unsern Fensterchen und träumten hinaus über die Fläche des Sees in die entschlummernde Natur. Was weiß dagegen der Mensch der Großstadt von einem Abendfrieden! Solcher Ruhe und solchem Glücksgefühl gegenüber, diesem gänzlichen Aufgehen der Seele und Schwelgen in der Stimmung der Umgebung, solchem „Sich-Einsfühlens“ mit allem rund um uns her, klingt mir das Wort im Munde des Großstadtmenschen doch recht leer und schal. Nur in den Höhen droben, weit über dem Getriebe der Welt, umgeben von wenigen schweigenden Menschen, ist auch mir nach harter Tagereise dieser Frieden wieder durch die Brust gezogen.

Seit der Zeit habe ich den See besonders lieb; ich sehe ihn jedes Jahr, und es hat mir schon manche Freude bereitet, dem oder jenem lieben Menschen, Bekannten, die mit mir wanderten und Unbekannten, zu denen ich unterwegs mich gesellen durfte auf einsamen Gänge, seine Schönheiten zu zeigen. Und sie zogen alle befriedigt weiter. Wenn es aber die Pläne erlauben und wer es mit dem Wetter gut trifft, der soll einen Abend hier zubringen. Dann erst hat er den See ganz genossen.

Mit dem Wetter scheint sich hier oben immer zu treffen; mindestens für mich. Nur einmal wäre ich — beinahe — unter ein Gewitter gekommen. Wir waren noch auf der Höhe der Horngründe, von der man in einem halben Stündchen hinabsteigt zum See, welcher bekanntlich

Herrn von Bethmann zum Einstand:

Theobald!
Unser Reich ist dergestalt:
Bei den Junkern ist die Gewalt,
Es geschieht, was ihnen g'fällt;
Nur zu ihrem Unterhalt
Dient die Reichsberpfleganstalt,
Suche ohne Vorbehalt
Bei des Adels Mißgestalt,
Die um uns die Finger krallt,
Deine Stütze, deinen Halt!
Sei nur gegen andre kalt!
Und dann bleibst du wohlbestallt,
Wirfst uns auch als Kanzler alt,
Theobald! Hans im Simpel.

Aus den Witzblättern.

„Simplicissimus.“

Rat des Junkers an seinen Sohn.

Verne, Sohn, die Welt erkennen!
Nobel ist es: Schnaps zu brennen;
Gemeiner schon: ihn zu verkaufen;
Doch proletarisch: ihn zu kaufen.

„O weh! „Gnädige Frau, hüten Sie sich vor Leutnant Korf — er ist indiscret.“ — „Am Himmelswillen! Und das sagen Sie mir erst jetzt?“

Statenjammer. „Dös hamm mir jetzt vom Zentrum: a Bilge Seligkeit und a feuers Bier. Mir waar's liaba umkehrt.“

Literatur.

Geratwohl, nicht Geratwohl! Selbst bei Gebildeten kommt die Schreibweise „auf Geratwohl“ so oft vor, daß es sich wohl lohnt, nachzuweisen, daß und warum sie falsch ist. Die Wendung muß geschrieben werden: auf Geratwohl, denn es gibt weder ein gerades, noch ein krummes Wohl, sondern hier liegt eine jener Imperativ-Bildungen vor, die uns namentlich in der älteren Sprache häufig begegnen. „Gerat wohl!“ so rief man bei Beginn eines Werkes aus, dessen Erfolg nicht sicher war, wenn z. B. der Kriegsmann den Speer warf oder der Spieler die Würfel im Wech schüttelte. Das „Gerat wohl!“ war sozusagen ein Segensspruch, den man gefährlichen Unternehmungen mit auf den Weg gab. Die älteste Form ist „gerat wol“. So schreibt Luther: „auf ein blindes gerat wol“. Meistens heißt es das Geratwohl, doch findet sich auch die männliche, vereinzelt sogar die weibliche Form; ja Paracelsus, jener merkwürdige Arzt des 16. Jahrhunderts, gebraucht den Ausdruck als Eigenschaftswort: „Sonst bist nur ein Experimentator, das ist ein geratwohlter und ein verzweifelter Hoffer“. Gegenwärtig verwenden wir das Wort nur in Verbindung mit auf und aufs. Derartige Hauptwörter, die auf wirkliche oder scheinbare Geistesformen zurückgehen, finden wir in unserer Sprache nicht selten. Man denke nur an Vergißmeinnicht, an Stelldichein (Campes glückliche Verdeutschung für Rendez-vous), an den Blumennamen Gedemlein, an Lebwohl, Kumichgut, Wagehals, Schlag(e) tot usw. Besonders häufig begegnen wir diesen Bildungen in Eigennamen, wie Fürstegott, Leidenfrost, Weibtreu, Gassenpfug (= haffe den Pflug), Judschwert (= güde das Schwert), Schmedebier, Lubichum, Schlagintweit (plattdeutsch = schlag ins Weite), Hauschild und in vielen anderen. (Sprachede des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.)

Die Proletariatskrankheit, ihre Entstehung und Verbreitung, Verhütung und Heilung. Von Dr. Babel. (Heft 20 der Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek — Verlag der Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68). In dem zwei Bogen starken Heft unternimmt es der Verfasser, die Arbeiter in verständlicher Form auf den großen Fortschritten bekannt zu machen, welche die Lehre von der Schwindsucht seit der Entdeckung des Tuberkelbazillus durchgemacht hat. Ererbte und erworbene Anlagen, die Wege der Aus- und Einwanderung des Bazillus, die Übertragung der Krankheit in der Familie und im Beruf, die Schwindsucht als Wohnungs- und als Gewerbetrankeheit, der Unterschied zwischen verborgener und offener Tuberkulose, die neuesten Ergebnisse über ihre enorme Verbreitung und ihre Heilung und vieles andere wird in 12 Kapiteln abgehandelt, von denen die bei-

den letzten besonders ausführlich dem „Schutz der Gefunden“ und der „Heilung der Erkrankten“ gewidmet sind. Den Schluß des Ganzen führen wir inoffiziell an: „Ein jedes Land bekämpft die Tuberkulose nach seiner Art, Deutschland mit Sanatorien, England mit Beefsteaks und Tennis; ich zieh die englische Methode vor, sie ist angenehmer und wirksamer“. (Grander.) Beefsteak und Tennis, was heißt das anders als Erhöhung der Löhne zur Verbesserung der Lebenshaltung und Verringerung der Arbeitszeit, um Zeit zu gewinnen für Erholung, für Spiel und Sport im Freien! Die Arbeiterbewegung und der Kampf gegen die Schwindsucht haben das gleiche Ziel. Das Heft sollte in keiner Arbeiterfamilie fehlen, es ist dazu bestimmt, Erkenntnis zu verbreiten. Preis 50 Pf., Volksausgabe 20 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Kolporteurs.

„In freien Stunden“. Von dieser Romanbibliothek ist Heft 32 erschienen. Es bringt die Fortsetzung des Romans „Stefan vom Grillenhof“ von Minna Kautsky, sowie der Novelle von Theodor Mügge: „Es lebe die Gerechtigkeit“. „In freien Stunden“ ist zum Preise von 10 Pf. pro Heft durch alle Parteiditionen, Kolporteurs und Postanstalten zu beziehen. Probenummern frei vom Verlag der Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68.

Kommunale Praxis. Von dieser Wochenschrift für Kommunalpolitik und Gemeindefortschritt sind uns die Hefte 31 und 32 zugegangen. Besondere Interesse bei allen Kommunalpolitikern werden die Leitartikel: Der Kampf um das Gasmonopol in Frankfurt a. M., sowie: „Das Koalitionsrecht der städtischen Arbeiter“ begegnen. Die Kommunale Praxis ist zum Preise von 3 M. durch alle Buchhandlungen, Zeitungsredaktionen und Postanstalten zu beziehen. Probenummern frei vom Verlag der Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68.

Arbeiter-Jugend. Aus dem Inhalt der sieben erschienenen Nr. 15 heben wir hervor: Das Recht der Jugend. — Die Entwicklung der Danjnaschin. Von Richard Woldt. — Bürgerliche Jugend. Von Richard Wagner. — Andreas Hofer und der Tiroler Freiheitskampf. Von W. Hausenstein. — Fürsorge — Erziehung. — Ein feiner Lehrvertrag. Wie treiben wir Vitzratur. — Aus der deutschen Jugendbewegung. — Vom Kriegs-schauplatz. — Weilage: Weils recht war. Erzählung von A. Ger. — Lilienron. — Gedichte von Lilienron.

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Stuttgart, Verlag von Paul Singer), ist uns sieben Nr. 23 des 19. Jahrgangs zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Aufruf zur Unterstützung der Aussperrung und des allgemeinen Streiks der Gewerkschaften Schwedens. — Der Generalstreik in Schweden. — Jutekapitalisten und Jutearbeiter. Von S. Jäkel. — Der Tiroler Aufstand im Jahre 1809. II. Von Dr. Wilhelm Hausenstein. — Die Hinterbliebenenversicherung. Vortrag von Ed. Graf auf dem Krankenlastentongreß in Berlin. — Frauenarbeit in der Landwirtschaft Pommerns. Von Ernst Mehlisch. — Proletarierlos. Von Klara Wehmann. — Aus der Bewegung: Auguste Kadeit f. — Von der Agitation. — Von den Organisationen. — Jahresberichte der Genossinnen zu Lübeck. — Politische Rundschau. Von S. B. — Gewerkschaftliche Rundschau. — Der Verband der Buch- und Steindruckereihilfsarbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands. — Notizenteil: Dienstofffrage. — Feimarbeiterbesch. — Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen. — Soziale Gesetzgebung. — Sozialistische Frauenbewegung im Ausland. — Landarbeiterfrage. — Fürsorge für Mutter und Kind.

Für unsere Mütter und Hausfrauen: An den Schmerz. Von Gaspar Ruz de Arce. — Gemüthsheilseln. Von Richard Wagner. — Nervosität und psychogene Störungen bei Schulkindern. Von Dr. Bettina Steiniger. (Schluß). — Feuilleton: Paris. Von Honore de Balzac. (Schluß).

Für unsere Kinder: Der Baum. Von Björnsterne Björnson. (Gedicht). — Der kleine Streifposten. Von Franz Genschel. — Not macht hart. Von Emma Döhl. (Gedicht). — Eine Floßfahrt auf dem Main: 5. Karstadt-Gemünden-Lohr. Von Heinrich Wandt. — Wigen, eine Mutter. Von Ernst Seton Thompson. (Schluß). — Ausfahren. Von Heinrich Seidel. (Gedicht).

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf., durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Postgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 55 Pf. Jahresabonnement 2,00 M.

auf dem dem Rheintal abgewandten Gange des Berges in einem Trichter sich eingebettet hat. Da erhoben sich plötzlich über der langgestreckten Kette der Berge, die die östliche Mauer des Murgtals bilden, dicke, schwere Gewitterwolken. Rasch zog's heran, Blitze fielen um Blitze, und bald kam's mit dumpfem Donnergeräusch über die Badener Höhe dahergejagt. In wenigen Minuten mußte es uns eingeholt haben, und wir beekten uns aufs höchste, ein schützendes Dach über uns zu bekommen. Aber — wunderbarerweise — wie kamen unten beim Mummelsee an, ohne einen Tropfen verspürt zu haben. Das Wetter hatte seine Richtung geändert, und wir wurden für die kleine Gege reichlich entschädigt. Von einer Richtung aus in der Nähe des Sees hatten wir den großartigen, schauerlich schönen Anblick des tobenenden Gewitters über den Waldtäler, die sich von diesen Höhen aus dem Murgtale zuwenden. Es blühte und krachte, und der Donner rollte an den Bergwänden dahin, bis er mit dem davonziehenden Gewitter immer ferner und ferner schließlich verhallte und der Frieden wieder in der Natur eingefeiert war. Im Sonnenschein des Abends konnten wir im Tal unten anlangen.

Auch gebadet habe ich einmal im See. Die schwarzen Wasser lockten mich lange schon mit verführerischem Winken, und da kam auch der Moment, wo ich der Lust nicht widerstehen konnte. Es war im Halbdunkel des Abends, wo der Verkehr hier oben sich längst zur Ruhe begeben hat und höchstens ein Kahn noch mit hängenden Rudern zwei stille Menschen auf der Fläche trägt. Da wollten wir, zwei reisefreudige Freunde, von einer verschwiegenen Ecke aus, unsere Körper in die geheimnisvollen Fluten tauchen und der Wärme des Gleitens im ruhigen, tiefen Wasser recht ungestört genießen. Aber ich kam nicht weit. Während das Wasser im Anfang mir ziemlich warm geschienen hatte, war mir's auf einmal, als ob ich ein Stück kälteres Wasser durchschwimme, und gleich darauf fühlte ich wieder das warme Wasser wie früher. Und dieser Wechsel weckte ein seltsames Gefühl in meinem Körper, und mit ihm trat auch die Phantasie in Aktion. Ich sah unter mir die ungründige Tiefe der braunen Wasser, mit der die Phantasie des Volkes den See bedacht hatte, und es war mir, als könnte mir irgend etwas geschehen, könnte mich irgend etwas Unbekanntes mit magischer Kraft hinabziehen in des Nixelmanns kalte Behausung. Und klinker als ich das alles zu schildern vermag, machte ich feiert und eilte mit raschen Zügen ans Ufer zurück. Da hätten die Mummeln mir fast einen Streich gespielt! Ja, die Wassernixen sind nicht wegzustreiten; und wenn sie auch nur in der Phantasie existieren, hinabziehen können sie den Schwimmer doch in ihr nasses Reich! So oft ich den See auch wieder besuche, es gelüftet mich nicht mehr, darin zu baden; eine Ruderpartie weckt mir freudigere Gefühle. Ich sehe es überhaupt gerne, wenn vom Ruder Schlag die kristallinen Perlen den dunkeln Fluten entsteigen. Da ist's, wie wenn mit jeder eine Erinnerung aufsteige, eine nasse Partie in Jugendtagen auf einem Schwarzwaldfuß, italienische Nacht auf dem heimatischen Gewässer mit allerlei halb-wüchsigem Volk zusammen zur Erntzeit, ein Sturm auf dem Bodensee, ein herrlicher Pfingstmorgen auf dem Züricher See, wo tausend leichte Gondeln die Fluten schneiden und die weißen Segel dazwischen so wunderbar glänzen, und die Gloden von den Türmen so feierlich die Sonntagstimmung über den See hinweg in jede Wucht tragen. Ich empfehle lieber eine Kahnpartie als ein Bad!

Und zuletzt habe ich den See diese Ötern in Eis und Schnee gesehen. Droben auf dem Gipfel der Hornisgründe lagerte sich allerhand Volk im warmen Sonnenschein, aber in diesen Bergkessel war des „Frühlings holder, belebender Blick“ noch nicht gedrungen. Vor dem Hotel lag am Ufer des Sees der Schnee noch fast einen Meter hoch, und so weit das Auge über seine Fläche dahinkam, konnte es nirgends eine offene Stelle finden. Alles vereist! In Starckheit lag er da, der See, kalt, aber doch von wunderbarem Anblick, und ich bin ihm dankbar auch für dieses Bild. Wenn aber der Wanderer, der noch nie diese Gegenden bereist hat, die Posten dieses einzigen Bergidylls genießen möchte, so naht er sich ihm durch die prächtigen

Wälder seiner Umgebung an einem Sommertag und erwartet hier oben die feierliche Ruhe eines Sommerabends an dem tannenumräumten Bergwaldsee.

Ein Gezeichneteter.

Eine humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.
(Nachdr. verb.)

„Tätowieren is 'ne Gabe“, sagte der Nachtwächter auf der Kaje mit Nachdruck. „Es muß wohl 'ne Gabe sein, das werden Sie leicht einsehen. Der Mann muß wissen, was er tätowieren will und wie's gemacht wird, denn da gibt's kein Ausradieren oder Abändern. Es is 'ne Gabe, und lernen kann man's nicht. Ich kannte mal einen, der jede Fleise 'nen Schiffsjungen über und über tätowierte, um die Geschichte zu lernen. Er war man was langsam und plüschig genau, und das Geschimpfe von die Jungens, wenn 'r bei 'r Arbeit war, sollt' man nicht für möglich halten; aber als er's fünfzehn Jahre lang probiert hatte, gab er's schließlich auf und kriegte 'ne annere Schrulle.“

Einige Menschen wollen überhaupt nicht tätowiert werden, sondern sind stolz auf ihre weiße Haut und so, und viele Jahre lang war Hein Wulmeier, von den ich Sie schon früher erzählt habe, einer von diese Sorte. Wie viele rothaarige Menschen hatte er 'ne sehr weiße Haut, auf die er sich Wunner was einbildete, aber eines Tages ließ er's sich doch machen von wegen 'ne unglückselige Idee sein Glück zu machen.

Die Sache kam so. Er und der alte Jürgen Bosh und Peter Schlichting hatten von ihr Schiff abgemustert und 'ne sehr fidele und lustige Zeit an Land. In 'ne gewisse Weise waren sie ganz vorsichtige Leute, und so hatten sie sich denn ein Zimmer gemietet und die Miete für 'n Monat im voraus bezahlt. Das kam billiger als 'n Logierhaus und war außerdem 'n bißchen privater und respektabler, worin der alte Jürgen immer was eigen war.

Sie waren wohl drei Wochen an Land gewesen, als eines Tages der alte Jürgen und Peter allein losgingen, weil Hein sagte, er wolle sich nicht mit. Er sagte noch 'ne Masse mehr: wie er doch mal sehen wollte, was das für 'n Gefühl wär, in Bett zu liegen, ohne anhören zu müssen, wie 'n fetter, alter Mann sich die Seele austöthete, und 'n annerer die ganze Nacht mit zwei Großchen auf den Tisch 'rumklopfte und wissen wollte, warum er nicht bedient würde.

Hein Wulmeier fiel in 'n ruhigen Schlaf, als sie weg waren; dann wachte er auf und nahm 'nen Schluck aus der Wasserkanne — er würde was mehr getrunken haben, aber irgend wer hatte die Seife hereinfallen lassen — und dann schlief er wieder ein. Es war schon spät am Nachmittag, als er wieder aufwachte, und da sah er Jürgen und Peter Schlichting an sein Bett stehen und ihn angucken.

„Wo seid Ihr gewesen?“ sagt Hein und redt sich und gähnt.

„Geschäft“, sagt Jürgen und setzt sich hin und macht 'n wichtiges Gesicht. „Während du den ganzen Tag auf'n Pudel gelegen hast, haben ich und Peter Schlichting 'n bißchen Kopparbeit getan.“

„Oh!“ sagt Hein. „Womit?“

Jürgen räusperte sich und Peter fing an zu flöten und Hein lag still da und grinste die Decke an und fing an, sich ganz famos zu fühlen.

„Na, und was is das für 'n Geschäft?“ sagt er schließlich.

Jürgen guckte Peter an, aber Peter schüttelte den Kopf.

„Oh, 's is bloß 'n kleines Geschäft, das uns zufällig über 'n Weg lief“, sagt Jürgen schließlich, „mir und Peter, und ich glaub', daß wir mit Glück und Verstand auf'n besten Wege sind, reiche Leute zu werden. Peter hier sieht die Dinge sonst nicht so leicht von 'ne heitere Seite an, aber er glaubt's auch.“

„Stimmt“, sagt Peter, „aber da wird wohl wenig aus kommen, wenn du mit jedeneins davon klöhnst.“

„Wir müssen noch 'n annern Mann dazu haben, Peter“, sagt Jürgen, „und, was die Hauptsache is, er muß rote

Soare haben. Da das nun so is, so is es bloß recht und billig, daß unser lieber alter Freund, Hein die erste Schanze hat.“

Es war nicht oft, daß Jürgen so lebenswürdig war, und Hein konnt 'r nicht recht aus Flug werden. So lange wie er den alten Mann kannte, hatte der voll von Plänen gesteckt, um Geld zu verdienen. Dämliche Pläne waren 's man, aber je dämlicher sie waren, desto mehr gefielen sie dem alten Jürgen.

„Gut, was is es?“ fragt Hein wieder.

Der alte Jürgen geht erst zur Tür und schließt sie ab; dann setzt er sich auf's Bett und sprach so leise, daß Hein ihn kaum verstehen konnte.

„'n kleines Wirtshaus“, sagt er, „von all den Grund und Boden gar nich zu sprechen, und 'n rothaarige alte Wirtin, die 'ne Witwe is. 'Ne nette alte Frau, so nett, wie sie sich man einer als Mutter wünschen kann.“

„M M u d d e r l!“ sagt Hein überrascht.

„Und 'n hübsche Kellnerin mit blaue Augens und gelbes Haar, die die Cousine von den rothaarigen Mann sein würde“, sagte Peter Schlichting.

„Naht mal auf“, sagt Hein, „wollt Ihr mir nu auf gut deutsch sagen, was los is, oder wollt Ihr's bleiben lassen?“

„Wir sind in 'ne kleine Kneipe am Baumwall gewesen, ich und Peter“, sagt Jürgen, „und wir woll'n dir mehr davon erzählen, wenn du verprichst, die Sache mitzumachen zu gleichen Teilen. Sie gehört 'ne Witwe, deren einziger Sohn — 'n rothaariger Sohn — vor dreimüßwanzig Jahren zur See ging, vierzehn Jahre alt, und von den man nix wieder gehört hat. Als sie sah, daß wir Seeleute war'n, hat sie uns allens erzählt, und wie sie immer noch hofft, daß er in ihre Arme zurückkehren wird, bevor daß sie sterben tut.“

„Vor vierzehn Tagen hat sie geträumt, daß er wieder da wär“, wohl und munter und mit 'n roten Backenbart“, sagt Peter.

Hein Wulmeier setzte sich auf und guckte sie ohne 'n Wort an; dann stand 'r auf und schob den alten Jürgen auf die Seite und fing an, sich anzuziehen und schließlich dreht 'r sich um und fragt Jürgen, ob er betrunken wär oder bloß verrückt.

„Is gut“, sagte Jürgen, „wenn du nich willst, werden wir schon wen anners finden, der will, das 's allens. Da brauchste dich nicht erst so um zu haben. Du bist nich der einzige Rotkopp in der Welt.“

Hein gab 'n keine Antwort; er zog sich weiter an, aber dann und wann guckte er Jürgen an und lachte vor sich hin, was Jürgen ganz wild machte.

„Da is nix bei zu lachen, Hein“, sagt er schließlich; „der Junge von die Wirtin würde ungefähr dasselbe Alter haben, als was du jetzt hast; er hat 'ne Narbe übers linke Auge, g'rad so wie du, wenn ich 'auch nicht glaub', daß er r sie davon hat, daß er'n Kerl verprügelte, der dreimal so groß als er war. Er hatt' helle blaue Augen, 'ne kleine, nette Nase, und 'n hübschen Mund.“

„Grad so wie du, Hein“, sagt Peter und guckt zum Fenster 'raus.

Hein räusperte sich und guckte nachdenklich vor sich hin. „Das klingt allens ganz plausibel, Maate“, sagt er endlich, „aber ich kann nich recht sehen, wie wir die Sache anfangen wollen. Ich hab' keine Lust, wegen Betrug eingespunnt zu werden.“

„Kann dich gar nich passieren“, sagt Jürgen, „wenn du dich von ihr ausfinden und reklamieren läßt, wie kannte denn eingespunnt werden? Wir woll'n wieder hingehen und allens ansuhorchen versuchen, besonners wegen die Tätowierungen, und denn —“

„Tätowierungen!“ sagt Hein.

„Das 's das Wichtigste“, sagt Jürgen. „Ihr Junge hatte 'n tanzennden Matrosen auf's linke Handgelenk, und 'n paar Delphine auf's rechte. Auf 'r Brust hatt' er 'n vollgetakeltes Schiff und auf'n Pudel zwischen die Schultern war'n die Buchstaben von sein'r Namen — C. R. S. —: Carl Robert Schmidt.“

„Na, du hässlicher alter Het“, sagt Hein und springt ganz ärgerlich auf. „Das verdirbt's ja allens. Ich hab' kein einigartiges Zeichen an mich.“

Der alte Jürgen grinst 'n an und kloppt 'n auf die Schulter. „Da zeigte mal wieder deinen Mangel an Intelligenz, Hein“, sagt er ganz freundlich. „Warum denkste nich nach, eh' du was sagst? Was is denn leichter, als sie machen lassen?“

„Was s?“ schreit Hein. „Mir tätowieren! Meine Haut mit 'ne Masse gräßliche blaue Zeichen verrungenieren! Is nich, nich wenn ich's weiß. Ich möcht' bloß einen raten, das zu versuchen.“

Er war so verrückt, daß er von nix was wissen wollte, und wie der alte Jürgen sagte, konnt' er sich nich doller anstellen, wenn sie'n hätten lebendig die Haut abziehen wollen, und Peter Schlichting versuchte ihn zu beweisen, daß die Haut von 'n Menschen dazu gemacht war, daß da auf tätowiert würde, denn sonst würd' es doch keine Tätowierer's geben; grade wie der Mensch zwei Beine gekriegt hätte, damit 'r Hosen tragen könnte. Aber alle Gründe war'n weggefallen bei Hein und er wollt' 'r nich auf hören.

Nächsten Tag nahmen sie'n wieder ins Gebet, aber was auch Jürgen und Peter allens vordrachten, es rührte 'n nich' obgleich der alte Jürgen rührend von die Freude von die arme Witwe sprach, wenn sie ih'r'n Sohn widerkriegte nach all diese Jahre, daß er beinah' losheulte.

Sie gingen den Abend wieder zu die Kneipe, und Hein, der sagte, er wär' doch neugierig darauf, wollte mitgeh'n. Jürgen, der noch nich alle Hoffnung verloren hatte, wollt' er aber nix von wissen, aber schließlich machten sie denn ab, das er nich mit 'reingeh'n dürfte, aber mal durch die Türspalte gucken könnte. Sie stiegen auf 'ne Pferdebahn und Hein war das wenig recht, weil Jürgen und Peter untereinander über die Sache flüsteren und sich rothaarige Leute auf'n Weg zeigten, die wohl passen konnten.

Und es paßte auch man schlecht, als sie zum „Blauen Löwen“ kamen, und Jürgen und Peter 'reingingen und ihn draußen ließen und er durch die Türe schielen mußte. Die Wirtin gab ihnen ganz freundlich die Hand, und die Kellnerin, 'n hübsches Mädel, schien sich mächtig mit Peter abzugeben. Hein wartete draußen wohl 'ne paar Stunden, und schließlich kamen sie wieder 'raus, und schwagten und lachten, und Peter mit 'ner weißen Nase, wo die Kellnerin ihn geschenkt hatte.

Hein Wulmeier hatte viel zu queren, daß sie ihn so lange hatten warten lassen, aber Jürgen sagte, daß sie allerlei Wichtiges gewahr geworden wär'n, und je mehr er sich die Sache beguckte, je leichter schien sie ihm zu sein, und dann wollten er und Peter Hein gut' Nacht sagen, weil sie noch 'n rothaarigen Freund von Peter, der Scharlie Ballner hieß, auffstöbern wollten.

Erst kehrten sie aber noch mal ein und nahmen 'n Paar, und nach 'n Zeit fing Hein an, die Sache in'n ganz anneres Licht zu seh'n, als wie er erst getan hatte, und schämte sich fast, daß er bloß so an sich gedacht hätte, und er nannte Jürgen seinen Bierpott 'n Liebespott, und trant 'r fortwährend aus, um ihn zu zeigen, daß er nix gegen ihn hätte, obgleich Jürgen ihn fortwährend sagte, das wüßt' er wohl. Dann fing Jürgen wieder an, von's Tätowieren zu sprechen, und Hein sagte, daß jeder Mensch im Lande eigentlich tätowiert werden müßte, um nich die Plattern zu kriegen. Er würd' 'r so aufgereggt bei, daß der alte Jürgen ihn versprechen mußte, daß er noch dieselbe Nacht tätowiert werden sollte, bevor er 'n man ruhig kriegen konnte.

Sie gingen alle nach Haus mit ihre Arme um ihre Nackens gelegt, aber nach 'ne Zeit fand Hein, daß Jürgen sein Nacken nich da war und er stoppte und sprach 'r ganz ernsthaft über mit Peter. Peter sagte, er konnt' 'r nix zu sagen, und er hatte solche Laft, Hein nach Hause zu kriegen, daß er dachte, sie würden 'r überhaupt nich mehr inkommen. Er kriegte ihn schließlich in's Bett 'rein und setzte sich dann hin und wartete auf Jürgen und schlief dabei ein. (Schluß folgt.)